Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 52 (1958)
Heft: 11-12

Artikel: Verantwortung?
Autor: Bernanos, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-140301

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den man mit Recht scheuen kann, nur beim Namen zu nennen. Er tritt nicht sichtbar in Erscheinung, wenn man die Weihnachtsgeschichte nicht für ein sichtbares Zeichen dieses Machtfaktors halten will, wenn man die Botschaft der Engel nicht für mehr als eine fromme Legende halten will. Daß es ein Machtfaktor ist, kann nur im christlichen Zeugnis durch die Verwirklichung dessen sichtbar werden, was die Engel verkündeten.

Es sollte den Kirchen zu denken geben, daß es heute Nichtchristen sind, die es wagen, diese Botschaft zu leben, daß es der Heide Gandhi war, der damit die Freiheit seines Volkes gewann, daß es der Kommunist Gomulka ist, der den gleichen Weg mühselig genug und gewiß nicht ohne Risiko eines Mißerfolgs geht, daß es heute die Freidenker sind, die die Gewaltlosigkeit auf ihre Fahnen schreiben und danach tun. Kann man dies damit abtun, die Impulse als unchristlich oder gar als widerchristlich zu verdammen? Geht es nur darum, welches Bekenntnis man auf den Lippen führt? Ist die Botschaft vom Frieden auf Erden nur dann christlich, wenn sie von der Kanzel und eingeleitet durch Glockengeläut verkündet wird, ist sie es nicht ebenso und besser, wenn sie auch ohne christliches Bekenntnis gelebt wird? Die Kirche sollte erkennen, daß sich Kräfte, die in ihr selbst lange verschüttet waren, hier regen. Sie sollte freudig zu dieser Bundesgenossenschaft Ja sagen. Und sie sollte sich mahnen lassen, ihre Botschaft nicht von den Bedingungen der Machtverhältnisse bestimmen zu lassen. Umgekehrt sollte sie sich um so deutlicher darum mühen, daß ihre Botschaft in dieser Welt unser Handeln bestimmt, daß wir leben als Menschen, die wissen, daß ihr Dasein nicht von der Macht der politischen Gewalt abhängt, daß darum Frieden auf Erden sein kann, wenn wir erkennen, daß wir die Menschen des Wohlgefallens Gottes sind.

Die Sehnsucht und die Hoffnung der Menschheit ist noch immer auf dieses Wort der Engel gerichtet. Die Kirche kann getrost diese Botschaft verkündigen auch in diesem Jahr. Aller Spott und aller Mißbrauch wird schweigen, wenn sie nur bereit ist, der Botschaft in dieser Welt das Recht werden zu lassen, das ihr zukommt, daß die Verkünder des Friedens auch zu Friedensstiftern werden.

Hans-Werner Bartsch

(Aus: «Die evangelische Predigt vom Frieden», Herbert-Reich-Verlag, Hamburg.)

Verantwortung?

Die folgenden Seiten sind dem Buch «La France contre les robots» entnommen, das Ende 1944 geschrieben wurde. Seit zehn Jahren ist die mahnende, oft drohende Stimme des Kämpfers Georges Bernanos verstummt.

Wenn man einen Landsknecht Pizarros gefragt hätte, ob er dazu fähig wäre, zehn Kinder zu erwürgen, hätte er vielleicht Ja gesagt. Aber zwanzig oder hundert? Eine solche Schlächterei hätte ihm, wenn

schon nicht das Herz, so doch wahrscheinlich den Magen umgedreht, und schließlich hätte er sich über seine blutverschmierten Hände erbrechen müssen; und dieses Erbrechen hätte die Grenze angezeigt, die einer nicht überschreiten kann, ohne zu einem tollwütigen Unhold zu werden.

Heute dagegen kann der erste beste in höchster Behaglichkeit von der Luft aus in zwanzig Minuten Tausende von kleinen Kindern umbringen, ohne die geringste Übelkeit zu empfinden, es sei denn, er leide bei schlechtem Wetter an der Luftkrankheit. Und eben das ist es, was mich an der Zukunft verzweifeln läßt: daß das Zutodeschinden von Tausenden unschuldiger Menschen, das Rösten und Zerstückeln ihrer lebendigen Leiber eine Aufgabe sein soll, die ein Gentleman erfüllen kann, ohne sich seine Manschetten, ja auch nur seine Phantasie zu beschmutzen.

Hätte der Landsknecht Pizarros auch nur einer einzigen schwangeren Frau den Leib aufgeschlitzt, so wäre sie ihm zweifellos doch hin und wieder als Alptraum im Schlaf erschienen. Der Gentleman von heute dagegen, er hat nichts gesehen, nichts gehört, überhaupt nichts angerührt – die Maschine allein war es; s e i n Gewissen ist in Ordnung; sein Tagebuch wurde lediglich um einige sportliche Ereignisse bereichert, die er «der Frau seines Lebens» beim Einschlafen erzählen wird. Versteht ihr jetzt, ihr Narren? Versteht ihr, daß es nicht das Abschlachten Tausender von Unschuldigen ist, das uns an der Zukunft verzweifeln läßt? Nein, solche Greuel mahnen, an euch zu verzweifeln; solche Scheußlichkeiten stellen an das Gewissen des einzelnen schon gar keine Frage mehr. Wären sie noch zehnmal gräßlicher, sie fielen kaum stärker ins Gewicht; noch schlimmer: ihre wachsende Ungeheuerlichkeit überflutete mehr und mehr die verhältnismäßig engen Grenzen des persönlichen Gewissens. Was aber eine kollektive Gewissensfrage betrifft, so erspart mir diesen Scherz; macht mich nicht lachen! es gibt kein Gruppengewissen. Ein Kollektiv hat kein Gewissen. Wenn es aber scheint, als ob es eines habe, mag es daher kommen, daß in ihm die unerläßliche Zahl von Gewissen Widerspenstiger besteht, von ziemlich undisziplinierten Menschen also, die dem Abgott-Staat das Recht absprechen, über das Gute und das Böse zu entscheiden.

Seien wir aber gerecht! Über das Problem des totalen Krieges sind im Grunde genommen alle einig. Da gibt es keine Widerspenstige. Ja, die alte Dame, die herrenlose Katzen bei sich aufnimmt, der gute Pfarrer, der seiner Nichte die Aussteuer kauft, sie denken darüber kein Haar anders als ein Nazi oder ein Marxist. Entschuldigung! Ein Durchschnittskatholik wird natürlich dieses Problem nicht auf die gleiche Weise lösen wie ein Jünger Hitlers oder Stalins. Er wird es ganz einfach ablehnen, sich die Frage überhaupt zu stellen, da ja der Heilige Vater zu diesem Punkt der Kasuistik sich noch nicht verbindlich geäußert hat. Warum soll denn auch der gute Junge nicht ruhig schlafen dürfen? Seit dem Kriege in Äthiopien und in Spanien gibt es wenig

Dinge, die einem katholischen Bürger in Uniform nicht erlaubt wären. In allem, was den Krieg betrifft, strebt die Kirche mehr und mehr darnach, das, was sie selbst nicht anerkennen, aber auch nicht verdammen kann, der Gesellschaft in Rechnung zu stellen – einzutragen im Gewinn- und Verlustkonto. Ist es erlaubt, hier nebenbei zu bemerken, daß diese überklugen Unterscheidungen, die dem Nuntius die Arbeit erleichtern sollen, zuletzt das Ansehen der totalitären Ideen begünstigen werden? Die Gesellschaft, das Oberhaupt, der Staat oder die Partei bekommen das Fähigkeitszeugnis, die volle Verantwortung für die entsetzlichen Grausamkeiten zu übernehmen, bis zu dem Grade sogar, daß jener Durchschnittskatholik, der diese begangen hat, durchaus das Recht behält, nach getaner Arbeit bei der Messe am Altar zu dienen und die heilige Kommunion zu empfangen (vorausgesetzt natürlich, daß ihm nicht auf der kurzen Fahrt vom Flugplatz zur Kirche der Fehler unterlaufen ist, den Beinen seiner Nachbarin im Autobus zuviel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben). Wie wollt ihr dann aber, daß sich dieser Christ vom allmächtigen Staat nicht die gleiche Vorstellung macht wie ein Schüler Hitlers? Wenn man im Namen der Nation alles gutheißen oder auch alles entschuldigen kann, warum dann nicht auch im Namen einer Partei oder des Menschen, der diese vertritt und welcher auf diese Weise gleichsam wie in einer gotteslästerlichen Karikatur der «Erlösung», die Sünden seines Volkes auf sich nimmt? Wieso sieht man nicht, daß durch diese von kasuistischen Gesandten der Kirche geöffnete Lücke die Menschenwürde für immer entschwinden kann?

Nun sagt aber nicht, daß es immer so gewesen sei, daß sich ein Soldat immer als ein unverantwortliches Instrument betrachtet habe, eine Art Maschine zum Töten. Wenn dem wirklich so gewesen wäre, dann antworte ich, es sei deshalb nicht weniger notwendig, die Frage einer neuen Prüfung zu unterziehen. Denn das unverantwortliche Instrument von gestern – versehen mit zwei Armen, zwei Beinen und einigen Waffen, deren Wirkungsgrad während Jahrtausenden kaum geändert hat – sieht heute seine Zerstörungskraft täglich vervielfacht durch andere Mechanismen, welche noch weniger verantwortlich sind als er. Das Werkzeug von einst ist ein gewaltiges Maschinenzusammenspiel geworden: es fällt nur manchmal schwer, darin die am wenigsten vollkommene zu erkennen, die am wenigsten wirksame – jene, welche mit einem Gehirn versehen ist... Gewiß, als dieses Wundertier im Durchschnitt noch einen Meter fünfzig maß und sechzig Kilo wog, war es schon gefährlich genug, um es nicht ohne sein Gewissen spazieren gehen zu lassen, aber heute ist die Vorsicht noch viel unentbehrlicher. Angesichts des Ausmaßes dieses Tieres erscheint uns ein einziges Gewissen sogar ganz ungenügend – zwei Dutzend wären nicht zuviel.

Georges Bernanos

(Schluß folgt)